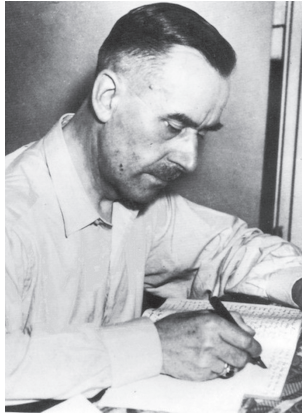


THOMAS MANN
SCHRIFTEN
ZUR LITERATUR

ERSTER BAND

BOER



Thomas Mann (1875–1955)

[Quelle: Wikipedia]

THOMAS MANN
SCHRIFTEN ZUR
LITERATUR

ERSTER BAND

BOER

Der Text des Neusatzes folgt der Ausgabe von 1968
erschienen im S. Fischer Verlag, Berlin.

© 2026 Boer Verlag
Gesamtherstellung: Boer Verlagsservice
Druck: Libri Plureos GmbH,
Friedensallee 273, 22763 Hamburg
ISBN 978-3-96662-590-6
www.boerverlag.de

Inhalt

Der alte Fontane	7
Anzeige eines Fontane-Buches	33
Heinrich Heine der Gute	45
Notiz über Heine	48
Jakob Wassermanns Caspar Hauser	49
Otto Julius Bierbaum zum Gedächtnis	52
Ein Wort über Gottfried Keller	54
Chamisso	56
Goethe als Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters	79
Goethe's Laufbahn als Schriftsteller	115
Phantasie über Goethe	145
Goethe und die Demokratie	188
Zu Lessings Gedächtnis	216
Rede über Lessing	222
Kleists »Amphitryon«	239
Heinrich von Kleist und seine Erzählungen	282
Theodor Storm	302
August von Platen	324
Grillparzer	338
Arthur Schnitzler	340
Rudolf Borchardt	343
Gerhart Hauptmann zum siebzigsten Geburtstag	346
Gerhart Hauptmann	352
Gerhart Hauptmann in München	360
Versuch über Schiller	365

Ist Schiller noch lebendig?	448
Über Frank Wedekind	450
Zum sechzigsten Geburtstag Ricarda Huchs	457
Gedenkblatt für Hofmannsthal	464
Brief an Ernst Toller	470
John Galworthy zum sechzigsten Geburtstag	472
Stefan Zweig zum zehnten Todestag	475
Noch einmal der alte Fontane	478
Vorwort zu Gedichten von Max Hermann-Neiße	485
Knut Hamsun zum siebzigsten Geburtstag	491
Robert Musil	496
Bruno Frank	499
Hermann Hesse zum siebzigsten Geburtstag	504
Für Alfred Neumann	510
Freund Feuchtwanger	512

Der alte Fontane

Ein neuer Band von Briefen Theodor Fontane's ist erschienen, – etwas ganz Entzückendes. Wir haben nun die beiden Bände der Familienbriefe und zwei mit Briefen an seine Freunde. Sind noch mehr da? Man soll sie herausgeben! Und zwar meine ich namentlich solche Äußerungen, die aus späten Tagen stammen, Briefe des alten Fontane; denn die des mittleren und jungen sind im Vergleich damit unbedeutend. Scheint es nicht, daß er alt, sehr alt werden mußte, um ganz er selbst zu werden? Wie es geborene Jünglinge gibt, die sich früh erfüllen und nicht reifen, geschweige denn altern, ohne sich selbst zu überleben, so gibt es offenbar Naturen, denen das Greisenalter das einzige gemäße ist, klassische Greise sozusagen, berufen, die idealen Vorzüge dieser Lebensstufe, als Milde, Güte, Gerechtigkeit, Humor und verschlagene Weisheit, kurz, jene höhere Wiederkehr kindlicher Ungebundenheit und Unschuld, der Menschheit aufs vollkommenste vor Augen zu führen. Zu diesen gehörte er; und es sieht aus, als habe er das gewußt und es eilig gehabt, alt zu werden, um recht lange alt zu sein. 1856, mit siebenunddreißig Jahren, schreibt er an seine Frau: »Daran, daß ich anfangs, an Musik Gefallen zu finden, merk' ich deutlich, daß ich alt werde. Musik und die schönen Linien einer Statue fangen an, mir wohlzutun; die Sinne werden feiner, und die erste Regel des Genusses lautet: Nur keine Anstrengung! In der Jugend ist das alles anders.« Dreiundzwanzig Jahre später schreibt er an seinen Verleger Hertz: »Ich fange erst an. Nichts liegt hinter mir, alles vor mir, ein Glück und ein Pech zugleich. Auch ein Pech. Denn es ist nichts Angenehmes, mit Neunundfünfzig als ein »ganz kleiner Doktor« dazustehen.« Vierzehn Jahre später gibt er sein Meisterwerk...

Man betrachte seine Bildnisse: das jugendliche im ersten Bande der Briefe an seine Freunde etwa neben der späten Profilaufnahme, die den Nachlaßband schmückt. Man vergleiche das blasse, kränklich-schwärmerische und ein bißchen fade Ant-

litz von dazumal mit dem prachtvollen, fest, gütig und fröhlich dreinschauenden Greisenhaupt, um dessen zahnlosen, weiß überbuschten Mund ein Lächeln rationalistischer Heiterkeit liegt, wie man es auf gewissen Altherren-Porträts des achtzehnten Jahrhunderts findet, – und man wird nicht zweifeln, wann dieser Mann und Geist auf seiner Höhe war, wann er in seiner persönlichen Vollkommenheit stand.

Dies Bild zeigt den Fontane der Werke und Briefe, den alten Briest, den alten Stechlin, es zeigt den unsterblichen Fontane. Der sterbliche, nach allem, was man hört, war mangelhafter und hat die Leute wohl oft enttäuscht. Er ist siebenzig, als er zu seiner Tochter von der Kraft und Frische spricht, die zum Vergnügen viel mehr noch als zum Arbeiten gehöre, und gesteht, daß die Frage: »Was soll der Unsinn?« ganz und gar von ihm Besitz zu nehmen drohe. Aber er bildet sich wohl nur ein, daß er jener Art Frische je recht eigentlich teilhaft gewesen ist, und er hat wohl nur vergessen, daß der mißmutige Quietismus der »berühmten Frage« ihn mehr oder weniger zu allen Zeiten besessen hat. »Um sich hier zu amüsieren«, schreibt er, siebenunddreißigjährig, aus Paris, »bedarf es gewisser guter und schlechter Eigenschaften, die ich beide nicht habe. Zunächst muß man Französisch können; und das ist eine große Tugend, die ich nicht habe. Außerdem muß man Libertin sein, Hazard spielen, Mädchen nachlaufen, Rendezvous verabreden, türkischen Tabak rauchen, das Billardqueue zu handhaben wissen und so weiter. Wer von alledem nichts hat und weiß, der ist ein verlorenes Subjekt und tut gut, seine Koffer zu packen, wenn er sich den Schwindel angesehen und seine Kunstvisiten im Louvre und in Versailles beendet hat.« Das ist eine etwas grämliche Äußerung für einen Mann in der Blüte der Jahre, der zum erstenmal Paris auf sich wirken läßt. Aber es ist die Äußerung einer geistig beladenen, von der Verpflichtung zur Produktion absorbierten Existenz, die sich zum Vergnügen notwendig übellaunig und widerwillig verhält; und es ist namentlich die Äußerung einer zwar dauerhaften und zu späten Meisterleistung-

gen bestimmten, aber nervös gequälten Konstitution, für welche die Jugend kein angemessener Zustand war und die zur Harmonie, eigentlich erst im Alter gelangen konnte, wo weder wir selbst noch die anderen ›Frische‹ von uns verlangen, und wo die Frage: »Was soll der Unsinn?« zu einer natürlichen, menschlich erlaubten und darum sympathischen Grundstimmung wird.

Seine nervöse Verfassung muß eine gewisse Ähnlichkeit mit der Wagners gehabt haben, der freilich munter bis zur Albernheit sein konnte, in dessen langem, ergiebigem Schöpferleben das Gefühl des Wohlseins aber eine Ausnahme gewesen zu sein scheint; der, konstipiert, melancholisch, schlaflos, allgemein gepeinigt, sich mit dreißig Jahren in einem Zustand befindet, daß er sich oft niedersetzt, um eine Viertelstunde lang zu weinen; der vor der Beendigung des ›Tannhäuser‹ zu sterben fürchtet und mit fünfunddreißig Jahren sich für zu alt hält, um die Ausführung des Nibelungenplanes zu unternehmen; der fortwährend erschöpft, jeden Augenblick ›fertig‹ ist, mit vierzig »täglich an den Tod denkt« und mit fast siebenzig den ›Parsifal‹ schreiben wird. Der Temperamentsunterschied ist groß, und bei Fontane ist alles kühler, gemäßigter. Aber seine Briefe geben Kunde von seiner raschen Erschöpfbarkeit, seiner inneren Gehetztheit; und offenbar hat er nicht geglaubt, es zu hohen Jahren zu bringen. Wenn er mit siebenunddreißig sich altern fühlt, so sieht er sich mit siebenundfünfzig am Ziel. Er hat »nun alles Irdische erreicht: geliebt, geheiratet, Nachkommenschaft erzielt, zwei Orden gekriegt, und in den Brockhaus gekommen. Es fehlt nur noch zweierlei: Geheimer Rat und Tod. Des einen bin ich sicher, auf den anderen verzieht' ich allenfalls.« Zwei Jahre später hat er im Theater einen Ärger, »im Grunde genommen nur eine Bagatelle; und doch war mir eine Viertelstunde lang zu Mut, als müßt' ich auf dem Platze bleiben; das Herz schlug mir krankhaft, und um die Hüften herum hatt' ich einen heftigen Schmerz ... Nervös war ich immer, aber doch nicht so. Und dann sag' ich mir wieder: Was will man denn noch? Das Leben liegt hinter einem, und die meisten Achtundfünfziger

sind noch ganz anders ramponiert.« Er ist ramponiert, das Leben liegt hinter ihm; und was er noch zu geben haben wird, sind lediglich achtzehn Bände, von denen bis zu ›Effi Briest‹ hinauf einer immer besser ist als der andere.

In einem Brief aus den siebenziger Jahren sucht er während einer ehelichen Verstimmung seine nervöse Gereiztheit und Verdrießlichkeit seiner Frau gegenüber zu entschuldigen. »Wenn ich bei einer Arbeit nicht von der Stelle kann«, schreibt er, »oder das Gefühl des Mißlungenen habe, so bedrückt das mein Gemüt, und aus bedrücktem Gemüt heraus kann ich nicht nett, quick, elastisch und liebenswürdig sein.« Aber er hat wohl zu denen gehört, deren Lebensleistung ins Heidenmäßige wächst, weil sie nie von der Stelle zu kommen meinen; die das Vollkommene erreichen, weil sie ewig das Gefühl des Mißlungenen haben; und so liebenswürdig seine Briefe sind, so habe ich noch keinen getroffen, der ihn persönlich gekannt und ihn quick, elastisch und liebenswürdig gefunden hätte. Man erinnert sich seiner als eines »pimpligen« alten Herrn, dem von überströmender Schaffenslust nicht eben viel anzumerken war. Eine Dame, die seine Bekanntschaft in einem Badeort gemacht hatte, erzählte mir, daß er ihr auf die Frage, wie es heute mit seiner Arbeit gegangen sei, geantwortet habe: »Gott, schlecht. Ich habe da in der Laube gesessen, und anderthalb Stunden lang fiel mir nichts ein. Und als es gerade anfang, ein bißchen zu druppeln, da kamen ja die Kinder und machten Lärm; und da war es denn für heute vorbei.« Die Dame äußerte sich in abschätzigem Sinne über diese Art von Dichtertum. Wenn einer schon angeblich Talent habe, meinte sie, und die Schriftstellerei als Beruf betreibe, dann sei ein solches Geständnis doch einfach blamabel. Wahrscheinlich hätte der Alte ihr halbwegs zugestimmt; denn er war bescheiden, dachte würdig, aber nicht groß von sich; und obgleich er nach Jahrgang und Ausrüstung ein Mitglied des europäischen Heroengeschlechtes war, zu welchem Bismarck, Moltke und Wilhelm der Erste, Helmholtz, Wagner, Menzel, Zola, Ibsen und Tolstoi gehörten, so war er doch ganz

ohne die feierliche Wesensüberspannung, die Ewigkeitsoptik auf sich selbst, die Großmannssucht, welche das zarte Geschlecht von 1870 entnervt.

Das Wort »drippeln« findet sich schon in einem Brief aus den fünfziger Jahren: »Ich bin gewiß eine dichterische Natur, mehr als tausend andere, die sich selber anbeten, aber ich bin keine große und keine reiche Dichternatur. Es drippelt nur so.« Und wie hier, so ist überall seine Art, von sich selbst zu sprechen, ohne unsympathische Demut, aber still, schlicht bis zur Resignation und auf den Ton gestimmt, in dem, Dezember 1885, auf der Treppe von Sanssouci der gespenstische Alte am Krückstock sich über den Stand des deutschen Dichters vernehmen ließ:

»Und sein Metier?«
 »Schriftsteller, Majestät. Ich mache Verse!«
 Der König lächelte: »Nun hör' Er, Herr,
 Ich will's Ihm glauben; keiner ist der Tor,
 Sich dieses Zeichens ohne Not zu rühmen,
 Dergleichen sagt nur, wer es sagen muß,
 Der Spott ist sicher, zweifelhaft das andere.
 Poète allemand! ...«

Die Briefe sagen das irgendwo in Prosa: »Es ist immer dasselbe Lied: wer durchaus Schriftsteller werden muß, der werd' es; er wird schließlich in dem Gefühl, an der ihm einzig passenden Stelle zu stehen, auch seinen Trost, ja, sein Glück finden. Aber wer nicht ganz dafür geboren ist, der bleibe davon.« Das ist ein Stammbuchspruch für junge Leute, die kommen und wissen wollen, ob sie »Talent« haben, für alle die vom Schlage des armen Wechsler, der Juli 93 begraben wurde und über den Fontane an Rodenberg schrieb: »Solche Existenzen machen immer einen tragischen Eindruck auf mich, aber die Empfindung ist nicht rein. Es mischt sich so viel anderes mit hinein: »Warum blieb der Schöps nicht hinter seinem Ladentisch?« und so weiter. Es klingt hart, besonders aus dem Munde eines, der selber hinter dem Ladentisch

ihm gnädig zu zeigen begannen. Er wird Doktor, er bekommt einen Orden; und er findet: »Man kriegt die Orden für andere ... Wäre ich ein gesellschaftlich angesehener Mann, ein Gegenstand von Huldigungen oder auch nur Achtung ..., so bedeutete mir solche Auszeichnung so gut wie nichts. Angesichts der Tatsache aber, daß man in Deutschland und speziell in Preußen nur dann etwas gilt, wenn man ›staatlich approbiert‹ ist, hat solch Orden wirklich einen praktischen Wert: man wird respektvoller angeguckt und besser behandelt. Und so sei denn Goßler gesegnet, der mich ›eingereiht‹ hat.« Goethe hat sich gegen Eckermann ähnlich über Orden und Titel geäußert (»sie halten manchen Stoß ab«), und es steckt in diesem schlichten Räsonnement viel deutsche Denkart, viel bismarckischer Realismus und kantische Unterscheidung von reiner und praktischer Vernunft. In seinem Gemüt wußte er sich nicht nur unabhängig von den »etablierten Mächten«, sondern hielt es für töricht, mit der Menschheit überhaupt, mit Beifall, Zustimmung, Ehren zu rechnen, als ob damit etwas getan wäre. »Wir müssen«, sagt er, »vielmehr unsere Seele mit dem Glauben an die Nichtigkeit dieser Dinge ganz erfüllen und unser Glück einzig und allein in der Arbeit, in dem Betätigen unser selbst finden«; und was etwa noch den Reichtum betrifft, so ging seine Geringschätzung dieses Glücksmittels gelegentlich bis zum Mitleid. »Wo viel Geld ist, geht immer ein Gespenst um. Je älter ich werde, je tiefer empfinde ich, soll heißen: je schärfer beobachte ich den Fluch des Goldes. Es scheint doch fast wie göttlicher Wille, daß sich der Mensch sein täglich Brot verdienen soll, der Minister natürlich anders als der Tagelöhner, aber immer Arbeit mit bescheidenem Lohn. Ererbte Millionen sind nur Unglücksquellen, und selbst die reichen Philanthropen sind elend, weil das Studium der Niedertracht und Undankbarkeit der Menschen ihnen ihr Tun verleidet.« Immerhin: sein Verhältnis zum Reichtum großen Stils war Neidlosigkeit, nicht Verachtung, und wenn er für seine Person wohl dem Satze Silvio Pellico's zustimmte, daß jene Lage, die zwischen arm und reich in der Mitte liegt und also

bloß Zaungast. Und so ist es hier wieder. Zum Glück balanciert der Himmel alles, und die Blinden sehen mit ihren Fingerspitzen. Die Dinge beobachten, gilt mir beinahe mehr, als sie besitzen, und so hat man schließlich seinen Glück- und Freudeertrag wie anscheinend Bevorzugtere.« Dennoch: wie obsolet, wie altfränkisch mutet dies äußerlich kleinbürgerliche und enge Leben in seiner pauveren Loyalität uns Heutige an! Die Zeiten haben sich gewandelt, die Mächte der Gesittung, die man die »destruktiven« nennt, sind in so siegreichem Vormarsch gegen die »etablierten«, die Rangstellung der Kunst, die Geltung des Geistes haben sich in dem Grade erhöht, daß eine Unterwürfigkeit wie die Fontane's uns fast kümmerlich dünkt. Was sind uns Orden und Titel? Wer wünschte sie sich, um respektvoller angeguckt zu werden? Das soziale Befinden des Geistesmenschen, des nicht »Eingereihten«, hat sich in sichtbarster Weise gebessert. »Keiner ist der Tor, sich dieses Zeichens ohne Not zu rühmen«? In München ward kürzlich ein Hochstapler gefangen, der sich ins Fremdenbuch eines noblen Hotels als »Schriftsteller« eingetragen hatte. Wir können nicht mehr verlangen ...

Aber Fontane's Bescheidenheit wurzelte tiefer als im Sozialen, sie war ein Ergebnis jener letzten Künstlerskepsis, die sich gegen Kunst und Künstlertum selber richtet und von der man sagen kann, daß alle Künstleranständigkeit in ihr beruht. Es ist sehr erheiternd, aber doch nicht ohne einen Anflug von Koketterie, wenn er an seinem siebenzigsten Geburtstag die Leute sagen läßt: »Und eigentlich ist es doch ein Jammer mit ihm; er hat nicht mal studiert«, – oder wenn er sich weigert, zur Einweihung des Goethe- und Schillerarchivs nach Weimar zu kommen, weil er dort allzusehr Gefahr laufe, mit einem lateinischen »oder selbst griechischen« Zitat wie mit du auf du angeredet zu werden, wobei er immer das Gefühl habe: »Erde, tu dich auf!« Aber es kommt aus seiner Tiefe, wenn er, mit neunundsiebenzig Jahren, an einen Kritiker schreibt: »Ganz besonders dankbar bin ich Ihnen für den Hinweis darauf, daß ich anderen zu Leibe rücke, mir selbst aber

auch. Und hätte ich meiner Neigung folgen können, so wäre ich noch ganz anders gegen mich losgegangen. Denn inmitten aller Eitelkeiten, die man nicht los wird, kommt man doch schließlich dazu, sich als etwas sehr Zweifelhafes anzusehen: ›Thou comest in such a questionable shape.« Es hing mit seinem Bürgersinn für Zucht und Ordnung zusammen, mehr aber noch mit jenem redlichen Rationalismus, von dem die Feierlichen, die Priester und Schwindler unter den Künstlern nichts wissen wollen, wenn er die Fragwürdigkeit des Typus Künstler, dieser Kreuzung aus Luzifer und Clown, wie außer ihm vielleicht nur noch Einer empfand. Man beachte die ungeduldige Vehemenz des Ausdrucks in folgender Kritik der Romanfiguren Spielhagens: »Immer die Vorstellung, daß ein Dichter, ein Maler oder überhaupt ein Künstler etwas Besonderes sei, während die ganze Gesellschaft (und so war es immer) auf der niedrigsten Stufe steht, so niedrig, daß die meisten übergelegt werden müßten. Von dieser Regel gibt es nur sehr wenig Ausnahmen, Scott zum Beispiel; aber Byron ist schon wieder entsetzlich. Man muß den Künstlern gegenüber, wenn es wirkliche Künstler sind, Verzeihung üben und Fünfe gerade sein lassen, aber ihre Mischung von Blödsinn, Sittenfrechheit und Arroganz auch noch zu feiern, ist mir widerwärtig. Schon die bloße Redensart, ›meine Kunst ist mir heilig‹ (namentlich bei Schauspielerinnen), bringt mich um.« Magda Schwarze war damals wohl noch auf dem Konservatorium. Aber klingt die Äußerung nicht genau wie ein Zitat aus der »Fröhlichen Wissenschaft? Und zu demselben Gedankenkreis gehören die Rubek-Betrachtungen des Sechzigers über den Gegensatz von Kunst und Leben und den Vorrang, die Überlegenheit des ungenialen und lebenswürdigen Lebens. »Ach«, schreibt er, »wie bevorzugt sind doch Leutnants, sechs Fuß hohe Rittergutsbesitzer und alle die anderen aus der Familie Don Juan, und wie nehm' ich alles zurück, was ich, als ich selber noch tanzte, zugunsten lyrischer Dichtung und zuungunsten hübscher, lachender und gewaschener Herzenssieger gesagt habe. Der Bücher- und Literaturwurm, und wenn er noch so gut

und noch so gescheit ist, ist doch immer nur eine Freude für sich selbst, für sich und eine Handvoll Menschen. Die Welt geht darüber weg und lacht dem Leben und der Schönheit zu. Die Ausnahmen sind selten und oft bloß scheinbar. Heyse's Triumphe sind immer noch mehr seiner Persönlichkeit als seinem Dichtertum zuzuschreiben.« Und als man ihn nicht versteht, sucht er sich zu erklären: »Es ist eine Lieblingsbeschäftigung von mir, im Gespräch mit den Meinen auf die relative Gleichgültigkeit von Kunst, Wissen, Gelehrsamkeit, insonderheit von Lyrik und Epik (also mich selbst persiflierend) hinzuweisen und die Vorzüge zu feiern, vielleicht zu übertreiben, deren sich die schönen, lachenden Menschen erfreuen, denen die Herzen ihrer Mitmenschen immer wieder und wieder zufallen. Als junger Mensch dacht' ich gerade entgegengesetzt. Hübschheit war nichts. Talent, Genie war alles.«

So ist es in der Ordnung. Das Recht auf Ironisierung des Geistes und der »Literatur« (eine Manier heutzutage, mit welcher von Unbefugten ein widerwärtiger Mißbrauch getrieben wird) will erst erworben sein durch große Leistungen; Künstlerskepsis gegen Kunst und Künstlertum wird ehrenhaft erst, wenn sie mit jener künstlerischen Frömmigkeit, jenem Kunstfleiß verbunden ist, den Fontane, ein echter Nordmensch hierin, beinahe mit dem Genie identifizierte. »Gaben«, lautet ein Distichon an Adolf Menzel:

Gaben, wer hätte sie nicht, – Talente, Spielzeug für Kinder!
Nur der Ernst macht den Mann, nur der Fleiß das Genie.

Und dem entspricht die Briefstelle: »Es gibt heutzutage keine bloßen »Talente« mehr. Zum wenigsten bedeuten sie nichts, gar nichts. Wer heutzutage eine Kunst wirklich betreibt und in ihr was leisten will, muß natürlich vor allem auch Talent, gleich hinterher aber Bildung, Einsicht, Geschmack und eisernen Fleiß haben. Zum künstlerischen Fleiß aber gehört etwas anderes als Massenproduktion. Storm, der zu einem kleinen lyrischen Ge-

dicht mehr Zeit brauchte als Brachvogel zu einem dreibändigen Roman, ist zwar mehr spazierengegangen als der letztere, hat aber als Künstler doch einen hundertfach überlegenen Fleiß gezeigt. Der gewöhnliche Mensch schreibt massenhaft hin, was ihm gerade in den Sinn kommt. Der Künstler, der echte Dichter, sucht oft vierzehn Tage lang nach einem Wort.«

Bildung, Einsicht, Geschmack und Fleiß: man sieht, dieser Nördliche, der vom Märker doch wohl noch mehr hatte als vom Gascogner, war nicht auf den Rausch, sondern auf Erkenntnis gestellt, auf jenes Wissen ums Ideal, das übrigens den großen Epochen der Dichtkunst eigentümlich ist. Er zitiert Goethe: »Die Produktion eines anständigen Dichters und Schriftstellers entspricht allemal dem Maß seiner Erkenntnis.« Und er fügt hinzu: »Furchtbar richtig. Man kann auch ohne Kritik mal was Gutes schreiben, ja, vielleicht etwas so Gutes, wie man später mit Kritik nie wieder zustande bringt. Das alles soll nicht bestritten werden. Aber das sind dann die ›Geschenke der Götter‹, die, weil es Göttergeschenke sind, sehr selten kommen. Einmal im Jahr; und das Jahr hat 365 Tage. Für die verbleibenden 364 entscheidet die Kritik, das Maß der Erkenntnis. In poetischen Dingen hab' ich die Erkenntnis dreißig Jahre früher gehabt als in der Prosa; daher lese ich meine Gedichte mit Vergnügen oder doch ohne Verlegenheit, während meine Prosa aus derselben Zeit mich beständig geniert und erröten macht.« »Meine ganze Produktion«, gesteht er ein andermal, »ist Psychographie und Kritik, Dunkelschöpfung im Lichte zurechtgerückt. Ein Zufall hat es so gefügt, daß ich diese ganze Novelle mit halber und viertel Kraft geschrieben habe. Dennoch wird ihr das schließlich niemand ansehen.« Dergleichen Bemerkungen und Bekenntnisse über das eigene Schaffen sind überall in den Briefen zu finden. Sie regen an durch ihre Echtheit, ihre unmittelbare Erlebtheit und gewähren Einblick in die Werkstatt eines geistreichen und leidenschaftlichen Künstlers.

Er spricht da etwa von den kleinen Hilfen und Stützen bei der Produktion, die den Künstler darüber hinwegtäuschen müssen,

ner ausgezeichneten Keller-Kritik kommt er in anspruchsvollere Weise darauf zurück. Keller, sagt er, sei im Grunde ein Märchen-erzähler: er erzähle nicht aus einem bestimmten Jahrhundert, kaum aus einem bestimmten Lande, gewiß nicht aus ständisch gegliederten und deshalb sprachlich verschiedenen Verhältnissen heraus, sondern habe für seine Darstellung eine im wesentlichen sich gleichbleibende Märchensprache, an der alte und neue Zeit, vornehm und gering gleichmäßig partizipieren. Alles. Historische, meint er, komme zu kurz, auch in Geschichten, die sich, wie ›Dietegen‹, keineswegs als Märchen, sondern als historische Sitten- und Zustandsbilder geben. Und der Grund? Es sei der, daß dem Schweizer, all seiner Gaben, all seines Humors und Künstler-tums ungeachtet, eins fehle: Stil. Freilich, was sei Stil? »Versteht man darunter«, sagt Fontane, »die sogenannte charakteristische Schreibweise, deren Anerkenntnis in dem Buffon'schen ›le style c'est l'homme‹ gipfelt, so hat Keller nicht nur Stil, sondern auch mehr davon als irgendwer. Aber diese Bedeutung von ›Stil‹ ist antiquiert und an ihre Stelle ist etwa die folgende, mir richtiger erscheinende Definition getreten: ›Ein Werk ist um so stilvoller, je objektiver es ist, das heißt: je mehr nur der Gegenstand selbst spricht, je freier es ist von zufälligen oder wohl gar der darzustellenden Idee widersprechenden Eigenschaften und Angewöhnungen des Künstlers.‹ Ist dies richtig (und ich halt' es für richtig), so läßt sich bei Keller eher von Stilabwesenheit als von Stil sprechen. Er gibt eben all und jedem einen ganz bestimmten, allerpersönlichsten Ton, der mal paßt und mal nicht paßt, je nachdem. Paßt er, so werden, ich wiederhol' es, allergrößte Wirkungen geboren, paßt er aber nicht, so haben wir Dissonanzen, die sich gelegentlich bis zu schreienden steigern. Er kennt kein suum cuique, verstößt vielmehr beständig gegen den Satz: ›Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.‹ Erbarmungslos überliefert er die ganze Gotteswelt seinem Keller-Ton.«

Sonderbar! Es ist Fontane persönlich, der hier spricht; aber man überlese etwa die fünf letzten dieser Fontanesätze noch ein-

Inhalt (Auswahl)

Der alte Fontane
Heinrich Heine der Gute
Ein Wort über Gottfried Keller
Goethe als Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters
Goethe's Laufbahn als Schriftsteller
Goethe und die Demokratie
Zu Lessings Gedächtnis
Heinrich von Kleist und seine Erzählungen
Theodor Storm
August von Platen
Grillparzer
Arthur Schnitzler
Gerhart Hauptmann
Gerhart Hauptmann in München
Versuch über Schiller
Über Frank Wedekind
Zum sechzigsten Geburtstag Ricarda Huchs
Gedenkblatt für Hofmannsthal
Stefan Zweig zum zehnten Todestag
Max Hermann-Neiße
Knut Hamsun zum siebzigsten Geburtstag
Robert Musil
Bruno Frank
Hermann Hesse zum siebzigsten Geburtstag
Für Alfred Neumann
Freund Feuchtwanger



9 783966 625906